

Kommentar

Alexandra Riegler

Im Sog der Paper-Zähler



Ein bisschen Druck kann nicht schaden, Exzellenzhochburgen entstehen ja auch nicht aus reinem Laissez-faire heraus. Regelmäßige Evaluierungen und zeitliche Befristungen zeigen sich der wissenschaftlichen Arbeit schon zuträglich. Denn wer tut denn schon gern, wenn er so gar nicht muss? Wettbewerb gilt in diesem Verfahren als reinigende Maßnahme. Weshalb man den Jungen, die Uni-Laufbahnen beginnen, immer stärker die Daumenschrauben ansetzt.

Diese sollen die Herausforderungen des Jobs gewissermaßen komprimiert dargestellt bekommen: Warte nur, wenn du einmal groß bist, musst du ein geschäftssinniger Forscher mit geschmierter Paper-Produktionsmaschinerie sein, ein Verwaltungsjongleur außerdem und ein bisschen Lehrer auch noch. Wenn Menge dann Qualität verdrängt, Wissenschaftler im Sog von „Publish or Perish“ Veröffentlichungen vom Stapel lassen, die im besten Fall redundant sind, und der Stellenwert von Lehre noch weiter verkommt, will es keiner gewesen sein. Ein bisschen Zeit um zu reifen, brauchen wissenschaftliche Ideen ja schon. Manch zweifelhafte Methode, die sich beim Forschernachwuchs breitmacht, ist vielleicht auch nur von den Meistern abgeschaut: Bei Institutsvorständen etwa, die 40 Papers pro Jahr publizieren und einige davon bestenfalls überflogen haben. Man mag einwenden, dass Forscherjobs schließlich auch nur Jobs sind und nicht jeder einem inneren Ruf folgt. Doch letztlich sind Wissenschaftler, die ihr Handwerk ohne Idealismus betreiben, fehl am Platz. Entsprechende Systemkritik sollte dies zumindest im Kern sicherstellen. Insbesondere dann, wenn ein Land daran arbeitet, immer „exzellenter“ dazustehen.

Arno Maierbrugger

Basisforschung braucht ein Ziel



Ein leidvolles Thema der österreichischen Universitäts- und Forschungs- und Entwicklungsszene ist die Grundlagenforschung, also das wissenschaftliche Erarbeiten neuer Hypothesen und deren Überprüfung mit der Hoffnung auf spätere Verwertbarkeit. Der zuständige Forschungsfonds FWF wird heuer 2,7 Mrd. Euro Steuergeld dafür ausgeben, 4,8 Mrd. Euro dürften von der Wirtschaft kommen. Trotz im Europavergleich recht hoher Forschungsausgaben von 2,63 Prozent des Bruttoinlandsprodukts liegt

Österreich beim Forschungsimpact – also der Aufmerksamkeit, die österreichische Grundlagenforschung international erreicht (etwa gemessen an Zitierungen in wichtigen Fachjournals) – aber im hinteren Mittelfeld. Das mag multiple Ursachen haben. Eine liegt sicherlich in der nicht immer glücklichen Projektauswahl des FWF, eine andere darin, dass Unternehmen bei Forschungsausgaben nicht selten der Steuerabschreibeposten wichtiger als das finanzierte Projekt ist. Doch was soll erforscht werden? Österreich hat etwa in Mathematik und Physik herausragende Wissenschaftler, in anderen Disziplinen wie Umwelttechnologie, Ingenieur- oder Agrarwesen aber kaum. Länder mit hohen Forschungsausgaben wie die USA tun sich hier leichter, da ein großer Teil der Forschung im Militärumfeld angesiedelt ist. In Österreich hat man den Eindruck, dass die Forschungsgemeinde selbst sich schwertut, zwischen sinnvoller Grundlagenforschung und wissenschaftlichen Ladenhütern zu unterscheiden. Beispiele für aktuelle FWF-Projektbewilligungen: „Tradition und Wandel in der indischen buddhistischen Logik“, „Wörterbuch altenglischer Pflanzennamen“, „Byzantinische Kriegsideologie in der Zeit der Kreuzzüge“. So what?

Am anderen Ende

Wie ein Künstler vom Applaus lebt ein Wissenschaftler auch von seiner Anerkennung durch internationale Preise. Der Ig-Nobelpreis würdigt ausschließlich kuriose Forschungsergebnisse.

Michael Liebming

„Alles, was schiefgehen kann, wird auch schiefgehen.“ Dieses als „Murphys Gesetz“ bekannte Postulat entwickelte der US-amerikanische Ingenieur Edward A. Murphy jr. 1949 anlässlich eines Tests der US Air Force. Um festzustellen, welche Beschleunigungen der menschliche Körper aushalten kann, wurden an den Testpersonen Messsensoren befestigt. Doch diese teure Versuchsreihe scheiterte, da ein wissenschaftlicher Mitarbeiter sämtliche Sensoren falsch anschloss. „Wenn es mehrere Möglichkeiten gibt, eine Aufgabe zu erledigen, und eine davon in einer Katastrophe endet oder sonstwie unerwünschte Konsequenzen nach sich zieht, dann wird es jemand genau so machen.“ Für diese Erkenntnis erhielt Murphy im Oktober 2003 in der Sparte Ingenieurwissenschaften einen Preis verliehen: den Ig-Nobelpreis (ignoble, englisch für unehrenhaft).

Seit 1991 werden jährlich die schrägsten wissenschaftlichen Leistungen im Sanders Theater der Harvard University mit diesem besonderen Nobelpreis gewürdigt. Und seither liefern die Prämierten Antworten auf Fragen wie in welchem Winkel beispielsweise das Haupthaar gekämmt werden muss, um eine beginnende Glatze zu verdecken oder warum Spechte kei-

ne Kopfschmerzen bekommen. Wir wissen aber auch, welchen Mist der Mistkäfer tatsächlich liebt und warum das Hören von Country-Musik mit ihren inhaltlichen Themen wie Liebeskummer, Alkohol und Tod zu erhöhten Selbstmordraten führt und dass Hühner schöne Menschen bevorzugen. Im vergangenen Jahr erhielten Brain Witcombe und Dan Meyer den Ig-Nobelpreis für Medizin, indem sie die gesundheitlichen Folgen des Säbelschluckens erforschten, während ein Team der Universität von Barcelona den Linguistikpreis einheimste. Ihm gelang der Nachweis, dass Ratten unfähig sind, eine japanisch rückwärts sprechende Person von einer anderen zu unterscheiden, die niederländisch rückwärts spricht.

Humorvolle Wissenschaft

„Zuerst bringen sie die Menschen zum Lachen, dann zum Nachdenken. Was die Leute allerdings wirklich darüber denken, bleibt ihnen selbst überlassen“, erläutert Marc Abrahams seine Idee, die hinter der Huldigung skurriler Forschungsarbeiten steht. Der Chefredakteur des satirischen Wissenschaftsmagazin *Annals of Improbable Research* gilt als Initiator der schmachtvollen Auszeichnungen. Im Ausschreibungstext wird erklärt, dass ausschließlich Ergebnisse geehrt werden,

die „nicht wiederholbar sind und auch nicht wiederholt werden sollten“.

Am 2. Oktober 2008 werden die Ig-Nobelpreise zum 18. Mal verliehen. Vielleicht bringen sie weitere Erkenntnisse zur Faustformel des Fotografierens. Diese gibt darüber Auskunft, wie oft eine Gruppe von Menschen geknipst werden muss, ohne dass jemand die Augen geschlossen hat, während der Auslöser gedrückt wird. Oder sind gar neue Einsichten im Bereich der Physik zu erwarten? Welche Kräfte benötigt werden, um Schafe über verschiedene Oberflächen zu schleppen, und welche Gründe vorliegen, dass Toastbrot-scheiben immer auf die Butterseite fallen, scheinen allgemein bekannt zu sein.

Österreichische Preisträger sucht man in den Annalen des Ig-Nobelpreises vergeblich. Passend wäre eine frühe Arbeit des Salzburger Kommunikationswissenschaftlers Kurt Luger, der den Zusammenhang zwischen Dauer eines Stuhlgangs in Abhängigkeit von der Zeitungslektüre erörterte und so sechs verschiedene WC-Leserratten (zum Beispiel den langen Brüter, der „Sitzungen“ von mehr als 20 Minuten bevorzugt) definierte. Bleibt nur zu hoffen, dass es der heimischen geistigen Elite nicht an notwendigem Humor mangelt.

<http://improbable.com>

Karikatur der Woche



Wenn Wissenschaftler scherzen...

Zeichnung: Kilian Kada